

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 1

Artikel: Ein Mann geht um Brot aus
Autor: Frei, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661742>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Mann geht um Brot aus.

Erzählung von Otto Frei.

I.

Auf das wackelige Tischchen in Peter Siltys Dachkammer war an seinem 25. Geburtstag ein einziges und dazu noch recht knappes Brieflein geflogen. Ein paar knauserige Zeilen eines Freundes, mit dem Peter einst das erste Semester verbummelt und verschwärmt hatte und der nun als schulgrüner Landadvokat schon tapfer Politik machte und einträgliche Prozesse austrug..., wirklich nur ein paar magere hurtig hingeworfene Zeilen, aber sie wogen vielleicht doch die gepfeffertste Predigt auf.

„Und wie geht es Dir denn jetzt?“ hieß es auf der letzten Seite des Briefes. „Vermutlich immer noch hundsmiserabel? Reiß doch endlich einmal irgendwo an! Das Leben will im Genick gepackt sein. Zwinge es! Oder es zwingt Dich. Und die größte Weisheit, die ich Dir heute predigen kann: Wir werden mit jedem Abend um einen ganzen Tag älter. Verstehst Du mich? — Dein Kerberos.“ (Das war der Spitzname des Freundes gewesen.)

Peter lächelte. „Seltsam, er wirft mir Dinge an den Kopf, die ich längst selber weiß. Und doch, erst wenn sie aus dem Munde anderer kommen, stechen sie uns so recht ins Fleisch. Gut, ich will das Leben im Genick packen — heute noch! Ich hätte es auch sonst getan.“

Als Peter am Nachmittag des gleichen Tages mit langen Schritten die Universitätsstraße hinunterlief, duftete und musizierte der Frühling schon prächtig aus allen Herrschaftsgärten und Parkanlagen der Stadt. Aber er, Peter, hatte jetzt weder das richtige Ohr, noch die feine Nase dafür. Mit der einen Hand schwenkte er seinen abgegriffenen grauen Filzhut, mit der andern, die er tief in die Manteltasche vergraben hielt, umkrallte er eine große gelbrote Orange. Von Zeit zu Zeit zog er die appetitliche Frucht im Dahinschreiten für einen Augenblick hervor, ließ sie in der Sonne ein wenig schillern und spielen und schluckte dazu ein paarmal leer hinunter; ihr Duft wehte ihn wie ein Zauber an. Dann steckte er sie jäh wieder ein und lächelte hinterher — fast wie ein Bettler, der endlich einmal das große Los zwischen seinen Fingern knistern hört.

Auf dem Weg ins nächste Fabrikviertel, den Peter nun einschlug, kam er an einer öffentlichen Gartenanlage vorbei. Er ließ sich auf die

erstbeste Bank nieder und sah sich das vorüber-treibende hundertfüßige Fabrikvolk ein wenig interessiert an.

„Sonderbare, vielgeschäftige Welt,“ dachte er. „Sie rackert sich ab und streicht doch wieder lachend ihren Lohn ein. Sie verzehrt sich selbst und gedeiht dabei doch immer wieder ganz leidlich. Seltsam. Wunderbar. Aber unsereiner...“

Er legte seine Orange neben sich auf die Bank und kramte zugleich ein Stück Brot aus der äußern Kitteltasche hervor. Es war ein reichlich althackenes Brot, die Brosamen krümmelten ihm lustig zwischen den Fingern durch über die glänzigen Hosenknie.

„Wohl bekomm's!“ lachte er bitter vor sich hin. „Brot mit Orange — ei, ei, so ein Schlemmermahl blüht dir nicht alle Tage!“

Als er dann aber hungrig zugriff und die harte Brotschnitte zum Mund führen wollte, brockte sie ihm dicht vor den Zähnen fast knackend in zwei Stücke, und ihrer eines kollerte in weitem Bogen über die Bank in den frisch gestreuten Wegsand. Und schon plußterten auch ein paar struppige Spazierherren herbei, hackten ihre Schnäbel wild in die unverhoffte Beute und wälzten sich mit ihr kugeln im Staub und Sand. Wahrhaftig, ihnen sah man keinen Hunger an, und vielleicht trieben sie mit der splitternden Brotrinde wirklich nur Spaß. Und doch — Peter konnte über den ganzen peinlichen Auftritt nicht anders als aus seinem tiefsten Herzen heraus lächeln: „Teilen ist ein seliges Geschäft.“ Dann griff er nach der Orange, schieferte ihr andächtig die Schale ab und sog hernach ihren süßen Saft wie einen kostbaren Wein ein. Peter spürte, wie nach und nach wieder Frische und Kraft in ihn kam. Seine Augen bekamen wieder Glanz, und seine Lippen wurden wieder voll und warm. „Ein Glück“, dachte er, „denn nun wird Direktor Uhler wenigstens so etwas wie einen Menschen zu sehen bekommen.“

Da schlug es von der Guthirtenkirche zwei Uhr.

Peter mischte den Mund ab und machte sich auf die Beine. Wirklich, sein Gangwerk federte wieder ordentlich, und wer hinter dem hochgewachsenen jungen Mann herkam, konnte meinen, er gehe mit tapferem Mut schnurstracks auf eine große Eroberung aus.

II.

Die Uhler'schen Eisen- und Stahlwerke lagen als ein großmächtiger Gebäudeblock am äußersten Rand der Stadt, da, wo sich ein so unbeschreiblicher Ausblick auf den Fluß, übers hügelige Land und nach den fernen Schneebergen auftrat.

Als Peter die schwere Tür zum Direktionsgebäude aufstieß, verschlug ihm ein stichiger Geruch von Eisen und Öl beinahe den Atem. Neben an stand die Lifttür offen, aber Peter zog es vor, die vier Treppen zu den Büroräumen langsam, Schritt für Schritt, zu erklimmen. O, er kam ja immer noch früh genug. Er war mit sich selber noch nicht ganz im Reinen und hatte überdies das Gefühl, als ginge es da oben um Leben oder Tod. Mit jedem Tritt kam ihm das Steigen schwerer an, und als er endlich oben in den Korridor einbog, tröpfelte ihm der Schweiß kalt den Rücken hinunter. Aber da faßte ihn plötzlich ein fürchterlicher Grimm auf sich selber an, er schalt sich einen Loren und Schwächling und lachte dann wieder wild in sich hinein. Nein, das gab es denn doch nicht! Er wollte schon den Mann stellen — auch wenn es Feuer und Schwefel regnen sollte!

Damit klopfte er kräftig an die Tür des Direktionszimmers und trat ein.

Was war doch dieser Direktor Uhler für ein zuvorkommender und freundlicher Mann! Kaum daß Peter die Tür einen Spalt weit geöffnet hatte, kam er ihm schon ein paar Schritte entgegen und drückte ihm die Hand: „Herr Hilty? Nicht wahr?“

„Ja“, sagte Peter, „ich habe Ihnen da lekt-hin..., ich dachte mir nämlich...“ Er stammelte wirres Zeug von sich und wurde über und über rot.

„Jaja“, lächelte der Direktor, „aber — nehmen Sie, bitte, Platz.“

Er selber setzte sich wieder in den aufgirrenden Drehstuhl vor sein Pult. Während er sich nun an Peter wandte, strich er sich mit einem stiletartigen metallenen Brieföffner immerfort über die linke Handfläche, fast zärtlich und wie in grübelnden Gedanken.

Peter, der sich mittlerweile umständlich auf einen ledernen Polsterstuhl niedergelassen hatte, sah diesem Spiel wie mit lauernden Augen zu.

„Er tändelt mit seinem Brotmesser,“ blinzte es ihm durch den Kopf.

„Ich habe also Ihr Schreiben gelesen,“ sagte

der Direktor jetzt. „Übrigens — mein Kompliment! Das Schreiben war gut. Und was das andere betrifft... Also — Sie baten mich um... Wie sagten Sie doch?“

„Um eine Arbeitsgelegenheit,“ kam ihm Peter zu Hilfe. Er war glücklich, endlich wieder irgendwie festen Grund unter sich zu spüren.

„Sehr bescheiden gesagt,“ lächelte der Direktor abermals. „Ja, aber —, wenn ich fragen darf: was sind Sie denn eigentlich?“

Während er das fragte, hielt er den Brieföffner wie einen Spieß steil und spitz empor, als ob er Peters Antwort wie einen Klumpen Bratfleisch damit auffangen wollte.

Peter wäre auf hundert andere Fragen geantwortet gewesen, diese eine schlug ihn wie eine Keule vor den Kopf. Und doch — was für eine Frage hätte Herr Uhler sonst stellen können? Peter sah das ein, und nun fühlte er, daß man ihm hier wirklich ans Leben ging.

Ja — was war er denn eigentlich?

Gewiß, er hatte ein halbes Dutzend Schulen besucht, niedere und hohe, und war ein fleißiger Lerner und immer ein recht anständiger junger Mensch gewesen. Freilich, irgend ein Diplom oder Zeugnis hatte er nun nicht in der Tasche, und das war vielleicht das Übel. Denn so ein Papier... Aber was konnte er dafür, daß ihm das Geld zu früh ausgegangen war? Und daß er über Gott und die Welt und allerlei Dinge des Lebens anders denken gelernt hatte als sein Vater, von Grund auf anders, so daß ihm dieser die Sohnschaft gekündigt und die Tür ins Elternhaus für immer vor der Nase zugeschlagen hatte — war das von ihm, von Peter, etwa nichts weiter als Laune oder Eigendünkel gewesen? Nein. Um einer Laune willen schlägt man Heimat und Elternliebe und hundert andere bequeme Röstlichkeiten dieser Erde nicht in den Wind. Um einer Laune willen hungert man nicht. Peter hatte Größerem angehangen. Da war hinter allem und über allem immer so eine Stimme gewesen, hatte sonderbar heiß und überzeugend geklungen, und er hatte sein Ohr nicht mehr verschließen können. „Es geht um alles, um die Wahrhaftigkeit und das innere Gewicht deines Lebens“, hatte er sich schließlich gesagt. Und da war es denn eben so gekommen: Peter hatte über diesem Großen allerlei Kleines vergessen und versäumt, er hatte an seinem Lebensbau zuerst den Giebel und das Dach gezimmert — einen stolzen Giebel und ein prächtiges, weit ausgreifendes Dach, gewiß;

aber nun fehlte der feste Grund und das starke Traggebälk, und die ganze Herrlichkeit hing schwanke in der Luft... Gleichwohl, er hatte alles darangesetzt, er hatte den Argwohn und die Verachtung seiner nächsten Blutsverwandten auf sich genommen, hatte gefroren, Hunger und Heimweh gelitten und doch keinen Wank getan — alles aus freiem Willen und mit einem Lächeln über den eingefallenen Wangen. So war Peter. Das war er.

Und da saß nun dieser reiche und mächtige Mann bequem in seinem Stuhl und fragte: „Was sind Sie denn eigentlich?“

Peter wuchs plötzlich um einen ganzen Fuß in die Höhe. Er begriff, daß er diesem Mann da keine volle Antwort geben konnte. Über solch feine und heikle Dinge ließ sich in einem Direktionszimmer nicht gut reden. Freilich, vielleicht kam es nur darauf an, wie man die Worte setzte und was für Namen man den Dingen gab. Gut. Vielleicht kam es wirklich nur auf einen Versuch an, und alles konnte sich noch zum Bessern wenden. Gut!

So gab Peter dem Direktor in ein paar Worten genaue Rechenschaft über sein Wissen und Können, über sein Wollen und Wagen. Er habe, neben allerlei anderem, auch Volkswirtschaft studiert. Vielleicht ein wenig aus Liebhaberei, aber doch mit großem und gründlichem Interesse. Er kenne sich einigermaßen in den Gesetzen aus, wisse nicht übel Bescheid in den Dingen des Handels und Verkehrs, er sei ein flinker Stenograph und ein sicherer Maschinenschreiber; es falle ihm fast leichter, zu gehorchen als zu befehlen; er sei im übrigen ein verträglicher Charakter und arbeitswillig bis zum äußersten, dabei aber gar nicht etwa anspruchsvoll. Und wenn nun vielleicht irgendwo im Direktionshaus ein Pult oder eine Schreibmaschine leer stünde und man ihm auch nur ein klein wenig Vertrauen entgegenbringen wollte...

Hier fiel ihm der Direktor plötzlich ins Wort.

Wovon Peter denn jetzt lebe, fragte er. Dazu fädelte er mit dem Brieföffner hin und her durch die Luft, wie nach einem unsichtbaren Feinde.

Peter antwortete nicht sogleich, sondern schlug jäh die Augen nieder und strich sich mit den Händen über die Knie (wie wenn da noch ein paar Brotkrumen abzuwischen wären). Da drang Herr Uhler nicht mehr weiter in ihn. Aber es war doch, als ob er von jetzt an mit veränderten Augen dreinschaute, und als er

wieder zu sprechen begann, klang seine Stimme um vieles trockener und kälter als zuvor.

„Nun ja“, sagte er schließlich, „ich dachte schon. Ihr Schreiben ließ eigentlich alles aufs Haar genau erraten. Sie sind leider auch nicht der erste, der in dieser Sache bei uns anklopft. Helfen können wir keinem; vermutlich auch Ihnen nicht. Sie können zu wenig und — zu viel, Herr Hilth. Verstehen Sie? Sie sind so eine Art Tausendkünstler. Das wäre ja schön



Leuengässchen, Zürich.

und gut; aber unsere Zeit verlangt von ihren Menschen nur mehr eine einzige Kunst, irgendeine, aber diese dann — ganz. Und zudem...”

Hier brach er plötzlich ab. Das Telephon hatte frech mitten in seine Rede hineingezetert. Er beugte sich zur Seite und hielt sich den Hörer ans Ohr. Dann stand er auf, bat um einen Augenblick Geduld und schritt aus dem Zimmer.

III.

Herrn Uhlers Brieföffner lag, schräg hingeworfen, auf dem Pult, und Peter streckte schon den Arm aus, um darnach zu greifen. Dieses heillose Instrument konnte schließlich recht gut den Dienst eines Messers tun. Es hatte eine

mehr als fingerlange blinkende Klinge, die blattdünn gehämmert und haarscharf gespißt war, und wenn man nun ...

Nein! Peter mußte gröhrend auflachen. Nein, so ein billiges Entrinnen gab es für ihn nicht mehr. Seit er seine letzten paar Bücher für Margrit verkauft hatte, nur um ihr mit einem kleinen Geburtstagsgeschenk eine hurtige kleine Freude in ihren eintönigen und so freudlosen Fabrikalltag streuen zu können — seither mußte Peter, daß dieser Weg für ihn nicht mehr offen lag.

Leben mußte man ja — um jeden Preis.

Nun saß er da, wahrhaftig, er konnte nichts als dasitzen und vor sich hinstarren. Er sah sich nicht einmal im Zimmer um; er spürte nur, daß er in seinem ledernen Polsterstuhl immer flosiger und schwerer wurde. War da überhaupt noch ein Boden unter ihm? Die vier Wände des Zimmers rückten immer enger auf ihn zu, und das Licht, das durch das große Fenster hereinströmte, wirbelte ihm grau und ballig um die Augen. Und nun sah er es deutlich: Vom Fenster herüber und aus den beiden Durchgangstüren drängten hundert Gestalten zu ihm heran; Männer und Frauen, sogar Kinder waren darunter, Kinder mit Jahrmarktstrompeten und bunten Holzpferdchen in den Händen, die ganze Welt war da, und alle schnitten verächtliche Grimassen und hielten ihm die geballten Fäuste vors Gesicht: Du — Verurteilter! Du — Ausgestoßener!

„Es ist wirklich die ganze Welt, die mich verurteilt“, dachte Peter, „es ist unsere ganze Zeit, die mich wie einen faden, lauen Bissen im Munde wälzt und dann ausspuckt.“

Langsam wurde ihm wieder leichter und lichter.

Nun blickte er durchs offene Fenster ins weite Frühlingsland hinaus. Da draußen war ein großes Reimen und Wachsen, und alles war an seinem Platz. Jeder Baum und jeder Halm hatte sein Scheinchen Sonne, sein Güßchen Regen und sein angestammtes Fleckchen Erde, aus dem er die Nahrung sog. Und weiter draußen streckte sich Acker an Acker, und Peter sah, wie sich die Bauern hemdärmelig über ihre Hacken bückten — ganz so, wie er es in seinen Knabenjahren auf den Äckern des Vaters auch getan hatte. Wäre er bei diesen Äckern geblieben! Auf ihnen wuchs das Brot, von dem er groß geworden war. Und er war hingegangen

und hatte sie an Bücher und knisterndes Papier getauscht, an allerlei unnützes, hohles Zeug, von dem er jetzt nicht satt wurde.

Und leben mußte man ja — um jeden Preis.

Nun geschah etwas Seltsames. Peters Blick fiel wie von ungefähr auf seine beiden Hände, mit denen er immer noch seinen abgegriffenen grauen Filzhut an sich hielt. Diese Hände! Er hatte ja noch diese Hände! Freilich, sie schimmerten bläulich, und wenn er genau hinsah, zitterten sie vom Gelenk in die Fingerspitzen hinaus wie ein nackter Strauch in der Winterkälte. Aber — waren es nicht doch zwei Hände, mit denen sich noch allerlei anfassen und werfen ließ? Jetzt hob er sie dicht vor die Augen, spreizte die Finger und ballte dann wieder die Fäuste, daß es in den Gelenken knackte — immer und immer wieder, eine ganze Weile.

Da trat Direktor Uhler wieder in den Türrahmen.

Über sein Antlitz flackerte ein Lächeln, das niemand andern als Peter gelten konnte; denn nun schritt er auf ihn zu und sagte: „Also — nochmals — es tut mir aufrichtig leid, Herr Hilty. Ich habe die Sache noch hurtig mit unserm Werkmeister besprochen, und er sagt, einzig der Posten eines Fräfers für Eisenbalken wäre frei. Ich denke mir aber, daß Sie da schwerlich anbeißen wollen — Sie mit Ihrem Wissen und Ihrer Schulung, Sie mit Ihren...“

„Fräser?“ fragte Peter, „was wird da verlangt?“ Und seine Augen brannten wie zwei Fastenfeuer.

„Nicht sehr viel“, lächelte Herr Uhler, „zwei Hände.“

„Zwei Hände? — Hier sind sie!“ stieß Peter überlaut hervor und streckte dem Direktor seine zitternden weißen Hände hin.

Dieser griff lächelnd darnach und schüttelte sie so warm und kräftig, daß Peter plötzlich ein heißes Feuer in allen Gliedern spürte.

Kurz darauf schritt er wieder die Treppen hinunter und am Lift vorbei. Das Gefühl, eine schwierige Tat, vielleicht die schwierigste seines Lebens vollbracht zu haben, durchwärmte ihn ganz und gar. Auch diesmal schlug ihm im Treppenhaus ein stichiger Geruch von Eisen und Öl entgegen, aber es war doch nicht mehr ganz dieselbe Luft wie zuvor. Peter wenigstens witterte deutlich auch einen zarten Duft wie von frischgebackenem Brot darin.

Ein Dammbruch in Siebenbürgen.

Von Adam Müller.

Es war alles verloren . . .

Als erster war der Dorfrichter mit den beiden Haffner vor einer Woche hinausgefahren, als letzter fuhr er jetzt heim, aber der Platz neben ihm war leer — sein Bevatter fehlte. Und sechs andere Männer waren verschollen!

Und sie waren alle umsonst gestorben.

Es war eine stumme, traurige Heimfahrt. Und das Wasser folgte ihnen. Nicht stürmisch, nicht wild und tödlich, denn es kam nicht der Fluß, es war nur Stauwasser, das dem Dorfe zutrieb. Langsam anschwellend, aber greifbar sich nähernd, still und schleichend kam die Theiß hinter ihnen her. Es war gar nicht nötig, daß sich neuerdings der böse Südwind hob und das Wasser vor sich herpeitschte, damit es ja nur früher ins Dorf käme als der Richter und der tieftraurige Haffnersjörgl. Die Keller standen daheim ohnehin schon unter Wasser, die Mauern zahlreicher Häuser waren unterwaschen und aufgeweicht von dem endlosen Regen — sie werden jetzt alle einstürzen und Hab und Gut der Ärmsten unter sich begraben. Doch was lag schließlich an dem Dorf und an den Häusern, die man wieder aufbauen konnte. Waren doch ihre Fluren verschlammmt und verlandet, die sie alle ernähren und erhalten sollten, war doch die Ernte vieler Jahre dahin und aller Glaube an den Bestand der Gemeinde.

Welch ein Jammer! Welch ein tausendfältiges Leid! Hatten sie diese Heimsuchung verdient?

Träne um Träne rollte still und unbemerkt über die gebräunten Wangen des Klugsbalger, und er wußte wohl selbst kaum, daß er sie vergoß, so tief war er verloren in Gedanken. Er war sich keiner Schuld bewußt, keiner Unterlassung. Wenn von Schuld gesprochen werden durfte, dann lag sie ganz wo anders . . . Oder war man vielleicht zu weichmütig geworden und zu vertrauensfelig in dem Menschenalter, das keine Heimsuchung mehr gebracht hatte? Ein anderes Regiment mußte beginnen, ein neues, starkes Kolonistengeschlecht erzogen werden; auf niemand durfte man künftig bauen als auf die eigene Kraft. Inmitten der halborientalischen Faulheit und Nichtsnutzigkeit, von der man umringt war, und in die man selber zu versinken drohte, wenn man abließ von der Väter Art und Sitte, von der Väter Tüchtigkeit und Redlichkeit — da mußte man seiner Sendung be-

wußt bleiben und durfte den Troß und Mut nicht sinken lassen.

Kopf hoch, mag auch die Sintflut kommen!

Die große Überraschung der Heimkehrenden war der Jungferndamm. Und er hielt stand, er trogte der schleichenden Schlammflut, die ihn umspülte.

Verdruß und Ärger mischten sich bald in die seltsame Überraschung. Zum erstenmal hatte der alte Heßmüller etwas schlecht gemacht. Was fiel ihm denn ein?

Das Wasser kam, aber es drang nicht in die tieferliegenden krummen Gassen der Kleinhändler und Handwerker, wie noch anno 1868; nein, es kam durch die Hauptstraßen herein und lief den Großbauern zuerst in die Höfe und Scheunen. Der Übereifer eines Idealisten hatte eine gleiche Schicksalslinie hergestellt zwischen den Kleinen und den Großen.

Es gab Wutanfälle im Dorfe. Am liebsten wäre man ausgezogen, den unbestellten Damm zu zerstören. Aber der Klugsbalger hielt die Leute zurück. Ihm gefiel diese Tat. Und es blieb ja für alle Wasser genug, auch für die kleinen Leute des Dorfes.

Drei Tage stieg das Wasser nur langsam und allmählich, man konnte bergen und retten. Dann aber mußte ein letzter, innerer Dammbruch erfolgt sein, denn das Wasser kam in Wellen daher, stürzte durch Türen und Fenster und warf Mauern um. Weiber und Kinder flüchteten, in den Ställen brüllte das Vieh in Todesnöten und konnte nicht überall befreit werden. Im Pfarrhof und Schulhaus, Gemeindegewandhaus und großen Wirtshaus, in der Kirche selbst drängten sich die Flüchtenden zusammen. Nur fünfzehn Häuser im Mittelpunkt blieben unverfehrt, dreihundert stürzten ein oder waren doch für lange unbewohnbar.

Zu Hunderten kampierten die Menschen im Freien, Dampfschiffe kamen und führten sie fort; man teilte sie indessen auf in andere Gemeinden. Und eine Gruppe von Verzweifelten hatte sich gebildet, die den Ruf ausstieß: „Auf, nach Amerika!“ Als ihr Leidenschiff sie die Donau aufwärts trug, befand sich unter ihnen allen nur ein glückliches Menschenpaar: Die Vizka und ihr Freund. Die Heimat gönnte ihnen kein eheliches Band, aber dort drüben frug wohl niemand darnach, wer sie waren.

Wie auf einer Insel lebten die Zurückgebliebenen. Als das Wasser zu sinken begann, umschlichen die Auswanderungsagenten wie die Hyänen das Dorf, und zu ihnen gesellten sich übereifrige patriotische Sendlinge. Die einen hofften auf ein fettes Geschäft, die anderen lauerten auf größere Beute — sie warteten auf den Beschluß der Gemeinde, sich aufzulösen. Da war dann Raum für eine nationale Siedlung auf Staatskosten im Mittelpunkt deutschen Lebens. Aber die einen und die anderen fielen ab mit ihren Hoffnungen und Wünschen.

Wohl löste sich die Gemeinde auf für einen Sommer, nur wenige Familien konnten zurückbleiben. Aber nach Amerika wollte keiner, dem noch ein Stück Feld gehörte unter dem Schlamm der Theiß. Und hätte er sein Vätererbe mit den Fingern aus diesem Schlamm hervorgreifen müssen, preis gab er es nicht.

Als Knechte und Mägde mußten sich viele verdingen, als Schnitter in die großen Dörfer gehen, um sich das Brot zu verdienen für dieses verlorene Jahr. Dann aber, wenn die Wasser der Sintflut wieder abgelassen waren, dann wollten sie alle, alle wiederkommen und ihr Lebenswerk von vorne beginnen. Sie waren

nicht niederzuringen, die Bewohner von Karlsdorf, weder durch die Menschen noch durch die Elemente.

Und ehe sie auseinandergingen, hielt ihnen der Pfarrer noch ein feierliches Hochamt, versammelte er die Gemeinde noch einmal um sich zu einer Predigt. Der alte Heßmüller, der ja nur vom Schuldienst enthoben war, spielte die Orgel. Der Klugsbalzer aber hatte dem Pfarrer die Bitte vorgetragen, daß nach Schluß des Gottesdienstes, zum Abschied, das Heimatlied in der Kirche gesungen werden dürfe. Der Pfarrer las den Text aufmerksam durch und gewährte die Bitte.

Die Jugend sang das Lied, die Alten kannten es noch nicht. Aber als die feierliche Schlußstrophe wiederholt wurde, da erhoben auch sie ihre Stimmen und sangen tief erschüttert mit:

O Heimat, deines Schweiges stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot,
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir steh'n getreu zu dir in Not und Tod.

Nie haben die Glocken der Heimat so erhaben in ihnen allen geläutet wie in dieser Scheidestunde, nie war ihnen ihr blühendes Dorf so teuer wie das vielgeprüfte, das zerstörte.

Abendruhe.

Kleiner Garten, komm und heg' mich wieder,
Wie schon oft, in stiller, treuer Sut —
Wohlig streck' ich meine müden Glieder
Auf verborg'ner Bank — wie gut das tut!

Alle Blätter rauschen rings im Winde,
Daß es klingt wie fernes Saitenspiel —
Um die Stirne weh'n mir, leis und linde,
Abendlüfte, duftgewürzt und kühl;

Aus den Zweigen rieselt Ruh und Schlummer,
Lullt mich ein in einen schönen Traum,
Und die Last des Tag's, sein Leid, sein Kummer,
Fällt von mir, grad wie ein Blatt vom Baum.

Arthur Zimmermann.

Großväterchen und sein Kettenhund.

Von Richard Gerlach.

Zum zweiten Male war Wachtmeister Hahn vom Rathaus gekommen und hatte gemahnt, die 33 Franken Steuer für den Hund zu bezahlen.

„Herr Hahn, Phylax ist ein ausgedienter Kettenhund. Er hat achtzehn Jahre vor unserer Tür aufgepaßt. Daß ich ihn auf seine alten Tage an den warmen Ofen genommen habe, ist doch kein Luxus, Herr Hahn, Christenpflicht. Ist nicht recht von der Behörde, 33 Franken, wo sie genau weiß, ich hab es nicht.“

Großväterchen holte bebend zur Befräftigung seiner Worte mit den Armen aus und humpelte auf schwankenden Beinen polternd durch die Stube.

„Ja, Herr Seiler,“ entgegnete der Wachtmeister und sah teilnahmsvoller drein, als es sich eigentlich mit seiner Würde vereinbaren ließ, „ich versteh schon. So ein Hausvieh gehört zur Familie. Aber für einen Stubenhund keinen Zoll herappen, das verstößt gegen das Reglement. Bedenken Sie, ein schneller Tod ist nicht